

## Zwei spätslawische Grabfunde aus Sachsen-Anhalt

Von G. Buschendorf, Halle/Saale

Mit 2 Textabbildungen

In Stendal-Wahrburg, Kr. Stendal, wurde im Oktober 1947 eine vorgeschichtliche Grabanlage entdeckt, die nach anfänglicher Bergung durch den zuständigen Kreispfleger vom Landesmuseum für Vorgeschichte Halle nachuntersucht wurde<sup>1)</sup>.

Die Fundstelle liegt am Westabfall des Windmühlenberges (Punkt 42,6; Fdpl. 1; M.Bl. 1827; N 2,8; O 2,7) in der Abzweigungskurve der Eisenbahnlinie Stendal—Wittenberge von den Strecken Stendal—Salzwedel bzw. Stendal—Gardelegen. Die Strecke Stendal—Wittenberge ist an dieser Stelle mit starker Böschung in den Berg eingeschnitten. Bei der Anlage des Bahneinschnittes sollen bereits vorgeschichtliche Funde gemacht worden sein, über deren Verbleib und Zeitstellung jedoch nichts Näheres bekannt ist.

Eine genaue Aufmessung der gesamten Grabanlage war nicht mehr möglich. Das Skelett lag in 0,75 m Tiefe. Die Seitenränder der muldenförmig eingetieften Grabgrube waren infolge der Zerstörung nur noch im Mittelteil erkennbar. Sie verliefen parallel zum Körper. Der Tote war in gestreckter Rückenlage in ost-westlicher Richtung mit dem Kopf im Westen beigesetzt. Beide Arme lagen am Körper an, der linke Unterarm war etwas angewinkelt. Die Knochenreste der Hände fanden sich in Beckenhöhe. Die Fußknochen fehlten infolge einer älteren Störung. Schädel sowie Grabbeigaben waren schon vor Einsetzen der Untersuchung sichergestellt. Die Beschaffenheit des Gebisses läßt auf ein jugendliches Individuum schließen.

Bei den Beigaben handelt es sich um einen kleinen Topf, der in etwa 20 cm Abstand vom rechten Fuß gestanden haben soll (Landesmuseum Halle, HK. 47: 302 b) und um Scherben eines größeren Gefäßes, die auf der rechten Körperseite in Brusthöhe lagen (Landesmuseum Halle, HK. 47: 302 c).

Das erhaltene Gefäß ist ein niedriger, schwach gebauchter Topf, der unter dem zum größten Teil ausgebrochenen Mündungsrand eine leichte Einschnürung zeigt, Abb. 1, 1. Den Gefäßkörper ziert eine flüchtig eingerissene Gurtung, die in Höhe der größten Bauchweite von einer unregelmäßigen Wellenlinie unter-

---

<sup>1)</sup> Angaben über Fundstelle und Grabanlage nach dem Fundbericht im Landesfundarchiv Halle.



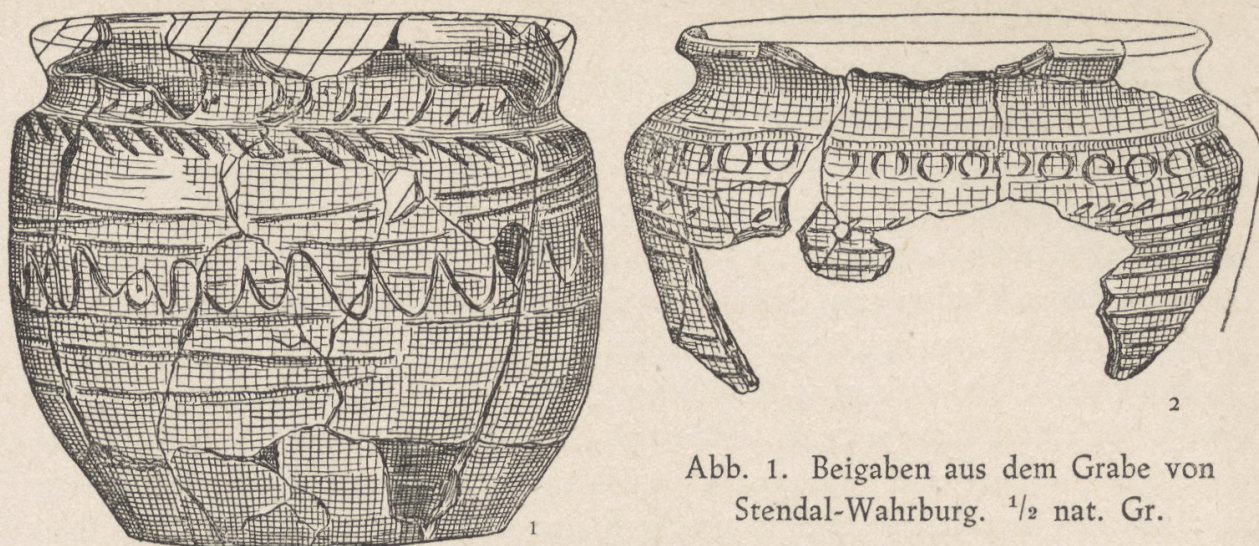


Abb. 1. Beigaben aus dem Grabe von Stendal-Wahrburg.  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.

brochen wird. Eine schräg gestellte Kerbreihe bildet den Abschluß der Gurtung nach oben und betont zugleich den deutlich ausgeprägten Halsansatz. Der Ton ist auffallend hart gebrannt und von grauschwarzer Farbe. Die Gefäßoberfläche ist geglättet. Mdg. etwa 11; gr. Dm. 11,9; B. 7,6; H. 10,0 cm. Gurtung, Abdrehungsspuren am oberen Gefäßrand sowie der außerordentlich harte Brand sind Merkmale für Drehscheibenarbeit. Die Kombination der Verzierung, Gurtung mit eingeschlossener Wellenlinie und Kerbung als oberen Abschluß, ist für die spätshawische Keramik des Nordgebietes charakteristisch<sup>2)</sup>. Die auffallend schlechte Gurtung deutet auf enge Beziehungen zum Havel-Elbgebiet<sup>3)</sup>. Die Gefäßform entspricht den in der Altmark vorherrschenden schwach profilierten Töpfen<sup>4)</sup>. Solche topfartigen Formen mit verwaschenem Profil, die vermutlich eine Degenerationserscheinung der hochschultrigen Typen des Oderraumes darstellen, kommen in den Randgebieten der ausgebildeten spätshawischen gedrehten Tonware, insbesondere im Havel-Elbraum und westlich der Elbe seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts vor<sup>5)</sup>. Ein gutes Kennzeichen für eine späte Datierung ist der harte Brand<sup>3)</sup>. Der Topf von Stendal-Wahrburg dürfte demnach in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts zu datieren sein, wofür auch sein einfaches Randprofil spricht, das mit dem münzdatierten Gefäßbruchstück von Niedersedlitz, AH. Dresden, welches in das 11. Jahrhundert gehört, verglichen werden kann<sup>6)</sup>.

Die Gefäßreste, die sich außerdem noch im Grabe fanden, und zum Teil zusammengesetzt werden konnten, stammen nach Ausweis des Randprofils von

<sup>2)</sup> H. A. Knorr, Die slawische Keramik zwischen Elbe und Oder, 1937, S. 51 f. Abb. 34, 3b.

<sup>3)</sup> H. A. Knorr, 1937, S. 61.

<sup>4)</sup> P. Kupka, Die Altshawen in der Nord-, d. h. der späteren Altmark; in Sachsen und Anhalt, Bd. 12, Magdeburg, 1936, S. 25—26.

<sup>5)</sup> H. A. Knorr, 1937, S. 107 f. und 113.

<sup>6)</sup> H. A. Knorr, 1937, S. 28, Abb. 25.



einem hochschultrigen gegurteten Topf, wie er für die spätslawische gedrehte Keramik des Elb-Oder-Raumes kennzeichnend ist, Abb. 1, 2. Die Verzierung des Topfes ist an den Bruchstücken noch gut erkennbar. Sie wird aus einer regelmäßigen Gurtung mit Kerbreihe sowie von aneinandergereihten Kreisen auf der gerundeten Schulter gebildet. Solche Kreisstempelverzierungen treten an gedrehter Keramik der mecklenburgisch-pommerschen Küstenkultur häufiger auf<sup>7)</sup>. Sie scheinen aber nicht in ihrer Verbreitung auf dieses Gebiet beschränkt zu bleiben, sondern strahlen nach Westen aus bis in die Altmark, wie der vorliegende Fund beweist. Anhaltspunkte für eine späte Datierung geben wiederum Gurtung und Randprofil. Wie Vergleiche mit münzdatiertem Material ergeben haben, ist diese ausgebildete gedrehte und gegurtete Keramik im Oderraum schon seit Beginn des 11. Jahrhunderts bekannt<sup>8)</sup>. Der scharf ausgebogene Hals mit untergriffiger Randlippe, eine typische Randbildung an hochschultrigen Töpfen des 11. Jahrhunderts, verweist das Gefäßbruchstück in die gleiche Zeit<sup>9)</sup>. Das vereinzelte Vorkommen von hochschultrigen Topfformen westlich der Elbe zeigt, wie weit sich der Einfluß der ausgebildeten Drehscheibenware des Kerngebietes nach Westen erstreckte. Eine genauere Zeitbestimmung der Scherben ermöglicht die Vergesellschaftung mit dem kleinen Topf, dessen Auftreten, wie gesagt, westlich der Elbe erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erwartet werden kann. Die Anlage des Grabes dürfte demnach in die Zeit nach 1050 fallen.

Im Herbst 1948 wurde in der Gemarkung Schkopau, Kr. Merseburg (Fdpl. 1; M.Bl. 2679; N 4,8; O 2,5), bei der Suche nach einem Hamsterbau eine Grabanlage angeschnitten. Die auf Grund der Fundmeldung erfolgte Untersuchung und Bergung ergab folgenden Befund.

Die Fundstelle liegt auf einem Ackergelände am Südausgang des Ortes zwischen der Straße Merseburg—Schkopau und der Eisenbahnlinie Halle—Merseburg.

Vor Beginn der Untersuchung war die Grabgrube ausgehoben, das Skelett freigelegt und die Beigaben herausgenommen. Infolge der leider unsachgemäß durchgeführten Ausgrabung konnten die Ausmaße der Grube nicht mehr ermittelt werden. Die Grabsohle lag 0,7 m tief. Der Tote war in gestreckter Rückenlage in Ost-West-Richtung, Kopf im Westen, beigesetzt. Die Arme lagen ausgestreckt zu beiden Seiten des Körpers. Von dem Skelett, das in gutem Erhaltungszustand geborgen wurde, waren nachträglich Hand- und Fußknochen durch spielende Kinder verschleppt sowie Beschädigungen am Gesichtsschädel entstanden.

Die Grabbeigabe bestand in einem Tongefäß, das nach Aussage des Finders und Ausgräbers etwa 5 cm neben dem linken Fuß gestanden haben soll. Es ist

---

<sup>7)</sup> H. A. Knorr, 1937, S. 93 und 178.

<sup>8)</sup> H. A. Knorr, 1937, S. 105 und 112.

<sup>9)</sup> H. A. Knorr, 1937, Abb. 35, A III, 2.



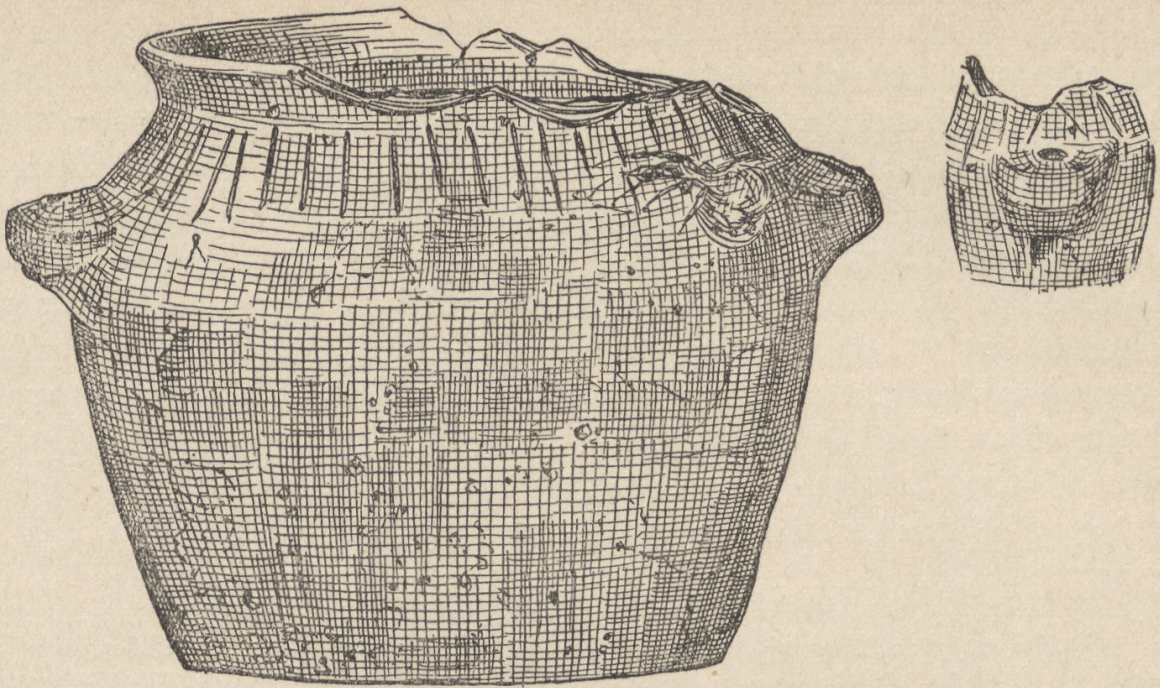


Abb. 2. Schnurösentopf aus dem Grab von Schkopau, Kr. Merseburg.  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.

ein kleiner niedriger Topf von plumper, gedrungener Form, Abb. 2. Er ist roh gearbeitet. Am eingeschnürten, zum Teil ausgebrochenen Rand zeigen sich Spuren eines Abstrichs, die auf Verwendung eines Formholzes oder eines ähnlichen Hilfsmittels zur Glättung des Randes schließen lassen. In der Mitte des breiten, unebenen Standbodens ist eine rundliche Vertiefung erkennbar, die wohl als Eindruck des Achsendes gedeutet werden kann und auf Benutzung der nicht rotierenden Handtöpferscheibe hinweist. In Höhe des größten Umfanges, die im oberen Gefäßdrittel liegt, befinden sich zwei klobige, senkrecht durchbohrte Schnurösen in gegenständiger Anordnung. Unmittelbar unter dem stark eingeschnürten Halsteil ist eine flüchtig eingerissene Strichverzierung aus senkrecht und schräg gestellten Linien angebracht, die fransenartig bis auf die Schulter herabhängen. H. 12,3; gr. Dm. etwa 15; B. 11 cm. Der Ton ist auffallend grobkörnig, der Brand ungleichmäßig, wodurch die Oberfläche eine rötlich-braune von grauschwarzen Flecken durchsetzte Färbung erhält (Landesmuseum Halle, HK. 48: 111 b).

Für das Schnurösengesäß von Schkopau gibt es in seiner unmittelbaren und weiteren Umgebung keine Parallele. Wegen seiner atypischen Form und der Schnurösenbildung darf es wohl als ein Unikum herausgestellt werden. Dennoch besitzt dieses Gefäß Merkmale, die seine kulturelle Einordnung in die Gruppe der spätslawischen Keramik gestatten. Es sind dies die Schnurösen und der Eindruck des Achsendes. Besonders kennzeichnend sind die senkrecht durchbohrten Schnurösen, die mehrfach an spätslawischer gedrehter, aber auch handgearbeiteter Keramik des Ostsee-Oder-Raumes vorkommen und dort in das 11. Jahrhundert datiert werden, so z. B. das doppelkonische gedrehte Schnurösengesäß von Wol-



lin<sup>10)</sup>, das dieselbe Ösenform besitzt, darüber hinaus aber auch sonst Beziehungen zum Schkopauer Schnurösentopf erkennen läßt. Die Frage, ob es sich bei dem Schkopauer Exemplar um eine typologisch jüngere oder ältere Bildung dieses Gefäßtyps handelt, ist auf Grund des bisher vorliegenden geringen Materials dieser Art nicht zu entscheiden. Es können zunächst lediglich die verwandtschaftlichen Beziehungen zur Gruppe der Schnurösengefäße des Ostsee-Oder-Raumes aufgezeigt werden. Für die Zeitstellung des Schkopauer Schnurösentopfes kann nur ganz allgemein das 11., vielleicht sogar noch das 12. Jahrhundert in Anspruch genommen werden<sup>11)</sup>. Der Eindruck des Achsendes auf dem Gefäßboden hat nur bedingten Wert für die Datierung, da sich der Gebrauch der Handtöpferscheibe über einen längeren Zeitraum erstreckt und für die spätslawische Keramik des westelbischen Gebietes bis ins 11. Jahrhundert nachgewiesen ist.

---

<sup>10)</sup> H. A. Knorr, 1937, Taf. 29 b und S. 183 f.

<sup>11)</sup> Ein weiterer Hinweis für eine späte Zeitansetzung des Schnurösengefäßes findet sich bei K. A. Wilde, Die Bedeutung der Grabung Wollin 1934, Dissertation Greifswald, 1939, S. 86, vgl. dazu Taf. III, Fig. 13, 1 b.